



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 6,50 Mark, die einzelne Nummer 60 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Großbeerenstraße 67.
1918.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 6.50, pro Jahr M. 26.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 7.25, pro Jahr M. 28.60; Ausland M. 7.80, pro Jahr M. 31.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47,** Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7721.



Berlin, den 16. März 1918.

Die zwölf Steine.

Vergangenheit.

Am neunten März 1888 drängt sich, schon im Morgengrau, der Berliner Schwarm um Rauchs Fritzendenkmal. Wie von aufgescheuchtem Hühnervolk ein ruhloses Geflatter, zweckloses Getrippel. Noch weht die Purpurstandarte von der Spitze des Dachmastes. Noch lebt der alte Kaiser. Vielleicht erholt er sich. Mit einundneunzig Jahren? Unmöglich ists nicht. Ein leichter Unfall; und Wilhelm ist zäh. Durch das Glas des Eckfensters dort sah ihn Jeder oft. Lange schon uralt. In müder und dennoch straffer Haltung, mit dem vorsichtig prüfenden Blick und einem Hauch matter, ergebener Wehmuth über dem deutschen Greisantlitz. Wenn er, die aufziehende Lindenwache zu grüßen, vom Schreibtisch aufstand und dicht an das Fenster des einfachen Hauses trat, schien der freundliche Ernst seines Auges der winkenden, rufenden Menge zu sagen: „Sacht, Kinder! Bedenket, hübsch still, wie schwer uns die Einung, die Reichsgründung wurde, und vergesset niemals, wie allzu oft schon ein lachender Erbe, welche Opfer diese ‚Größe‘ (so nennt Ihrs ja wohl) gekostet hat.“ Alt und weise: Graaköpfe kannten ihn kaum anders. Der kann noch halten. Sein Sohn sitzt, ein von den Aerzten aufgegebener Mann, in Italien. Was würde? Nicht mal sicher, daß Bismarck bliebe. Steht mit der Kronprinzessin nicht recht und hat starke Feinde. Mit dem alten Herrn schwände eine ganze Zeit,

zerrönne uns die Ruhe des lange Gewohnten und das Unbekannte käme herauf. Fünfunddreißig Minuten nach Acht sinkt die Standarte. Stille, die den Athem des Erlebnisses hörbar macht. Lange dann nur verhaltener Stimmen Geflüster. Wilhelms Zeit war. Vier Stunden danach spricht im Reichstag der Kanzler: „Die heldenmüthige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienst des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterland, die in dem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbtheil unserer Nation sein! Das Vertrauen, das die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen, trotz Allem, was dagegen versucht wird.“ Zehn Tage später: „Etwas in der Geschichte schwerlich Dagewesenes ist die Theilnahme an dem Tod eines Monarchen in dieser Ausdehnung. Als Napoleon, Peter, Ludwig der Vierzehnte aus diesem Leben schieden, hat Das gewiß in weiten Kreisen einen Wellenschlag gemacht; daß aber von den Antipoden und von den benachbarten Völkern Kränze und Palmen auf das Grab des verstorbenen Monarchen gebracht worden sind, ist eine in der Geschichte nie dagewesene Thatsache. So hochgefürstet war noch kein Monarch, daß alle Völker der Erde, ohne Ausnahme, ihm beim Hintritt ihre Sympathie, ihre Theilnahme, ihre Trauer am Sarg zu erkennen gegeben haben. Ich bin dem Reichstag dankbar für die Ermächtigung, seinen Dank und den der Kaiserlichen Regirung den uns befreundeten Nationen kundzugeben, auf deren Sympathien der Friede der Zukunft fester ruht als auf geschriebenen Verträgen.“ Das Reich ist im achtzehnten Lebensjahr, auch in seiner Wirthschaft schon stark, hat gestern neue Heeresmehrung beschlossen: und der Alte, der seine Krone trug, warb ringsum ihm Liebe. Draußen und daheim. Der Rechtslehrer Jhering hat, nach dem Tode des Kaisers, an Bismarck geschrieben: „Als Student in Göttingen habe ich den Umsturz des Staatsgrundgesetzes und die Vertreibung der sieben Professoren durch König Ernst August miterlebt, im Mannesalter, als geborener Hannoveraner, den fünften König Georg, als Professor in Gießen die Mißwirthschaft in dem benachbarten Kurhessen. Kein Wunder, daß ich, der ich die Monarchie von dieser Seite hatte kennen lernen, ihr nicht ergeben war; und nie hätte ich damals geglaubt,

daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung in meiner ganzen Anschauungweise und meiner Gesinnung, den gewaltigsten meines ganzen Lebens, verdanke ich Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung ragt in meinen Augen über Das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus; er hat in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr von der Monarchie abwandte, diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht nur die Träger von Kronen, sondern auch die Völker weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu seinen Schuldnern macht." Er hat gezeigt, daß man stark sein und doch still bleiben, bewußt und fest in Ererbtem beharren und dem Anspruch des Zeitwandels sich doch anpassen kann; daß ein Herrscher, ohne zum Schatten sich zu entkörpern, niemals hervorzutreten, nie für Unbeträchtliches sein Ansehen einzusetzen braucht. In der harten Schule des Unglücks, sogar in der Enge soldatischer Zucht hat er gelernt, daß noch von dem Höchsten der Volkswille Achtung heischt und daß Vertrauen nicht durch lockende Worte, wie ein verliebtes Mädchen vom hitzigen Knaben, erworben wird. In drei Kriegen hat er gesiegt; wäre aber, seit das Volk ihn kannte, auch als Heimführer eines geschlagenen Heeres nicht von Wuth umheult worden.

Wir sehen den Knaben, den Jüngling, der nicht für die Thronfolge erzogen wird, den Einsturz und Wiederaufbau des Preußenhauses, Schmach und Ruhm, Knechtschaft und Befreiung erlebt, in zärtlicher Ehrfurcht an dem Vater hängt und vor einer Stiefmutter das Haupt beugen muß. Ein Prinz wie andere Prinzen. Kein Aederchen von Friedrich, dem einzigen Genie, dem unbegreiflichen Wunder der Zollernfamilie, der gerade, wo und weil er Unmögliches begehrt, liebenswerth ist, in Kleinstem noch die Kanten der Persönlichkeit fühlen läßt und so sich von allen im Rang Gleichen scheidet. Der schreibt an den Bruder Heinrich: „Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Wir sind Beide gleich kalt gegen einander; und da Du es so willst, bin ich zufrieden. Die Unfreundlichkeit, die Du mir bei allen Gelegenheiten beweisest, reizt mich nicht zu neuen Anstrengungen, die Liebe eines Bruders zu erringen, der so wenig für mich übrig hat. Das ist Alles, was ich für diesmal

zu sagen habe.“ Im selben Jahr an den Bruder August Wilhelm: „Ich wundere mich gar nicht darüber, daß Du, in Deinen Jahren, den wirklichen Krieg der Thätigkeit im Kabinet vorziehst. Die aber ziehe ich vor. Der Krieg kostet uns zu viele Freunde und zu viel Blut. Auf die Dauer wird er dem Sieger selbst zum Verhängniß. Lassen wir Anderen den Ruhm, den Stoff für die Lobhudeleien der Zeitungschreiber herzugeben, und genießen wir das Glück des Friedens, das sie nicht kennen.“ Nie hätte Prinz Wilhelm, König Wilhelm so gesprochen. Der bestellt sich zum siebenzehnten Geburtstag Band für das Eiserne Kreuz und den Rothen Adler. Der schreibt aus dem eroberten Paris an die Schwester Charlotte: „Hurra: Paris ist unser (dreizehn Ausrufszeichen). Morgen ziehen wir in Parade ein. Ich berufe mich auf den glücklichen Nachrichtenüberbringer Graf Schwerin; wir haben ihn schon instruirt, wie er mit Postillons in Berlin einziehen muß. Das wird ein Jubel sein! Unser Verlust ist bedeutend. Wir sind nicht besonders exponirt gewesen. Den großen Sündenpfuhl haben wir schon in seiner ganzen Länge und Breite gesehen. Es kommt uns wie ein Traum vor. Unbeschreibliche Freude (zwölf Ausrufszeichen). Das Gefecht bei La Fère Champenoise war außerordentlich brillant, wurde aber verleidet durch das ungeheure Exponiren der beiden Souverains. Es war keine Schlacht, sondern ein Schlachten zu nennen; und wir mitten drin! Heute gar nichts gegessen, außer eben, neun Uhr abends, dinirt. Auf allen Punkten haben die Unseren mit entsetzlicher Bravour gefochten. Aus Paris darf nichts fortgebracht werden. Nöppel (Napoleon) wird toben?! Mit Dem haben wir noch eine Nuß zu knacken! Kann ein solcher Mensch wohl infamer enden? Man sagt, er ergiebt sich dem Kaiser Alexander und geht nach Rußland. Dreißigmal schösse ich mich tot, ehe ich Dies thäte. In Kurzem, hoffe ich, sind wir bei Euch. Welch eine Wonne (elf Ausrufszeichen). Den König Louis den Achtzehnten werden wir wohl noch abwarten ... Gestern haben wir den merkwürdigsten Tag erlebt, der wohl lange oder vielleicht niemals vorgekommen ist, wo wir Gott allgemein für das glorreiche Ende unserer Anstrengung dankten. Ein Volk von einer unerduldlichen Tyrannei befreit zu haben und ihm seinen rechtmäßigen Herrn wieder zuzuführen, ist wohl ein Fall, der nicht oft vorkommt. Ein ewiges Hurra

begleitete uns, sowohl von den Truppen als von den Zuschauern. Es war russischer Gottesdienst. Alles mit entblößtem Haupt. Gestern war auch die Einholung des Kaisers von Oesterreich. Die selbe Aufstellung der Truppen wie beim Tedeum, längs den Boulevards. Abends erschien Alles, die zwei Kaiser, der König und Graf Artois, in der Oper. Ein rasender Spektakel. Ganz himmlisch wurde getanzt. Die Sänger und Sängerinnen schreien nicht so, wie man uns erzählt hatte. Die Kostüme sehr reich und die Dekorationen herrlich. Etwas Vollkommeneres als die Ballets giebt es wohl nicht. Die Tragoedie im Théâtre Français mag in ihrer Art recht schön sein und ist es auch; aber für mich entsetzlich langweilig. Auf dem Ball bei Stuart lernte ich Wellington kennen. Wie interessant ist der Mann! Von den hiesigen Schönheiten sind wir bis jetzt keineswegs bezaubert. Die Damen ziehen sich sehr hübsch an; ich finde aber keinen so großen Unterschied von Berlin, außer, daß das Piedestal sehr soignirt wird. Unsere Garden sehen recht schön aus; nur die dünnen Büsche und die zugehakten Kragen! Vor ein paar Wochen waren wir in Malmaison. Josephine und Hortense machten wir unsere Aufwartung und sie führten uns 'rum. Die russische Revue war gewiß das schönste militärische Schauspiel, das bis jetzt gesehen wurde. Von der Gosselin sind Alle entzückt. Wenn sie doch in Berlin einmal tanzen wollte!" Aus London: „Die Stadt ist immens! Die Menschen haben uns beinahe die Hände ausgerissen. Alles, die schönen Damen sowohl als der Plebs, greift danach, um sie zu drücken. Das Schreien hätte ich mir noch gefallen lassen; aber als wir über die Westminsterbrücke kommen, fällt dem Volk die Lieblingidee ein, die Pferde auszuspannen: was denn auch geschah. Je mehr man London kennen lernt, je kleiner kommt Einem Paris vor. Die Pferde und Equipagen! Nein, da hat man keine Idee von, wenn man es nicht gesehen hat; himmlich, göttlich (sieben Ausrufszeichen). In welchem Saus und Braus wir hier leben, hat kein Mensch eine Idee von. In Oxford wurden König, Kaiser, Blücher, Metternich und Lieven Doktor und trugen einen rothen Talar. Das ganze Land ist wie der schönste Garten. Unvergleichlich. Neulich wurde geboxt. Es sieht einzig aus. Ich hoffe, daß Alles recht englisch riechen wird, wenn es ankommt, was ich schicke. Das große Fest im Cloup (Klub) hat alle Erwartungen übertroffen."

Ein Prinz wie andere Prinzen. Mit der ganzen Kastenlust an Schlacht und Parade, Fest und Ballet; mit dem seltsamen (vielleicht aus Luisens Blut kommenden) Pathos der späten Zollern und der Preußenkunst, sich in das Amt des Menschheiterziehers, des Welterlösers zu träumen. (Die Verbündeten haben gekämpft, um die Franzosen von dem Tyrannen Bonaparte zu befreien und ihrem rechtmäßigen Herren zuzuführen; dem dicken Louis. Klingt der Ton uns nicht nah?) Als Prinz Wilhelm wieder nach London kommt, hat ihn, der als das Haupt der Reaktion gilt und der Kartätschenprinz heißt, der Volkszorn gezwungen, vermummt, bei Nacht und Nebel, ins Ausland zu fliehen. Da erst entdeckt er Britaniens Seele; und lernt erkennen, was in Europa von jedem Fürsten die Stunde fordert. Englands Königin ist der klügste Kopf, der eine Krone trägt. Nach dem ersten Märzsturm hat sie an John Russell geschrieben: „An Deutschlands Unglück ist zur Hälfte Fürst Metternich schuldig. Sein Rath wurde von allen Landesherren eingeholt: und er hat sie gehindert, zur rechten Zeit Das zu thun, was ihnen jetzt abgerungen wird. Damals wärs ohne die Opferung der vielen Kronrechte möglich gewesen, die nun nicht mehr haltbar waren." An diese „allergnädigste Cousine" schreibt, aus Brüssel, am dreißigsten Mai 1848 der Prinz von Preußen: „Ich folge dem Trieb meines Herzens und ergreife, ohne lange damit zu warten, die Feder, um Ihnen meinen tiefgefühlten, wärmsten Dank für die so unendlich huldvolle und liebevolle Weise auszudrücken, in welcher Sie und der Prinz (Albert) während meines Aufenthaltes in London mir entgegenkamen. Es war eine traurige Zeit. Durch den Antheil aber, den Sie an meiner Lage nahmen, wurde sie nicht nur erträglich, sondern in eine ehrenvolle und mir werthe umgewandelt. Ihre Huld hat zweifellos zu dem Meinungwandel beigetragen, der zu meinen Gunsten eingetreten ist, und somit verdanke ich Ihnen, dem Prinzen und Ihrer Regirung den glücklichen Ausgang meines Mißgeschickes. So ist es gekommen, daß ich jetzt England mit schwerem Herzen verlassen habe, ohne zu ahnen, was mir die Zukunft bringen wird. Ich weiß nur, daß ich die kräftigende friedliche Ruhe nöthig hatte, die mir während meines Aufenthaltes in England und durch den Einblick in seine Institutionen in vollem Maß geboten wurde." Diese Erkenntniß hat

ihm bis an seines Lebens Ende gezinst. Er ist nicht englisch, weder liberal noch ein Mucker geworden; blieb immer stramm konservativ und auf die besondere, gar nicht galiläische Preußenweise fromm (stets, freilich, auch zu emsiger Werbung um schlanke Schönheit munter). Aber Englands vernünftiges Staatswesen und glanzlos kräftiges Königthum lehrte sein inneres Auge den Monarchentypus schauen, den das vom Irrlichtelirен Friedrich Wilhelms müde, verärgerte Land ersehnte und den gerade Wilhelm in Vollkommenheit ausbilden konnte. Nach der Heimkehr aus dem Inselexil hat er, dessen Ehrgeiz zuvor kaum über das Zeugniß guter Infanterieführung hinaus gelangt hatte, von Deutschlands Einung als von historischer Nothwendigkeit gesprochen, vorausgesagt, Preußen werde „an die Spitze kommen", und, als Sechziger, dann den Eintritt in die Neue Aera gewagt.

Der Mann, in dem der alte, der älteste Brandenburgergeist verkörpert schien und dem Fritz, der Franke und Feldherr, noch fremder gewesen wäre als Bruder Fritz Wilhelm, dessen blinzelnde Lichtscheu Phantasie erkünsteln zu können wähnte. In Wilhelms Statur war Manches vom Vater, der, wo es irgend ging, „kalmiren", schwichtigen, vermitteln mochte; Manches auch von dem ersten Friedrich Wilhelm, dem Drill- und Sparmeister, der, um sein Gewand zu schonen, in der Leinenschürze mit Ueberärmeln sich ans Schreibpult setzte, in seinen Stuben nur einfaches Holzgeräth, nicht Teppiche, Tapeten, Polster, duldete, statt modischer „Flatterien" von Jedem lautere Wahrheit forderte und in seinem Land „nur gute Christen, fleißige Bürger und tapfere Soldaten brauchen" konnte. Nie aber hat Wilhelm sich in den wüsten Jähzorn des ersten, nie in den kümmerlichen Undank des dritten Friedrich Wilhelm verirrt. Sein Babelsberg war nicht viel üppiger als das Paretz der Eltern und er benutzte noch taugliche Briefumschläge gern zum zweiten Mal. Doch hat er sich, wo er König sein mußte, königlich immer bewährt. Eine Frau, die ihm viel zu verzeihen hatte und die ihn gern die Ueberlegenheit ihres Verstandes und ihrer Bildung fühlen ließ. Ein von Umwelt und Laune leicht bestimmbarer, in Abneigung von der väterlichen Politik gestachelter Sohn. Ein unbequem großer, seinem Dämon tiefer als irgendeinem Irdischen unterthaner Minister. Ein Land, das unter seinem Szepter sich westwärts streckt und aus dessen Bauerscholle

und 1918. Immerhin konnte das Lügengewerbe sich mit seiner Leistung schon sehen lassen. Ein Beispiel. Gestern noch hätten wir, auch Leute, die nicht ins Blau reden, beschworen, der am Kriegsausbruch Hauptschuldige sei Emile Ollivier, Louis Napoleons Erster Minister, gewesen, der ja, „bekanntlich", selbst in der Kammer gesagt hat, daß er die Verantwortlichkeit für den Krieg „mit leichtem Herzen" auf sich nehme. In hundert Artikeln und in vielen Büchern hatten wirs so gelesen. Nun hat der Philosoph Henri Bergson bei seinem Eintritt in die Französische Akademie über Ollivier, dessen Platz ihm zugefallen ist, geredet und, nach den Akten des Staatsarchives und des Hauptbetheiligten, den Vorgang ganz anders dargestellt. Am zwölften Juli, nach einer höfischen Berathung, der von den Ministern nur, zufällig, der Herzog von Gramont beiwohnte, hatte Napoleon der Dritte aus Saint-Cloud an Benedetti, seinen Vertreter am berliner Hof, telegraphirt, der König von Preußen müsse den Verzicht des Hohenzollernprinzen Leopold auf den spanischen Thron bestätigen und versprechen, daß er die Erneuung dieser Kandidatur niemals gestatten werde. Ollivier weiß nichts davon, hörts erst in der Nacht, wittert die Gefahr und schickt eine Depesche milderen Inhaltes nach, die den Gesandten aber zu spät erreicht. Auf Olliviers drängenden Antrag beschließt am nächsten Morgen das Kabinet mit acht gegen vier Stimmen, nicht darauf zu bestehen, daß König Wilhelm sich für die Zukunft verpflichte. Zu spät. Die Folge der Depesche aus Saint-Cloud ist die Depesche aus Ems, die, in Bismarcks Fassung, den Krieg bewirkt. Ollivier hat das zur Verhütung solcher Folge ihm Mögliche gethan. Dann, weil er seinen Kaiser nicht schutzlos lassen wollte, die Verantwortung auf sich genommen und am fünfzehnten Juli in der Kammer die Unvermeidlichkeit des Krieges gezeigt. Erster Satz: „Mit tief trauernder Seele (l'âme désolée) entschließen wir uns zu diesem Krieg." Letzter: „Von heute an beginnt für meine Kollegen und mich eine große Verantwortungpflicht; mit ruhigem Herzen (d'un cœur léger) nehmen wir sie auf uns." Zwischenrufe von links. „Ja, mit ruhigem Herzen. Deuteln Sie nicht an diesem Wort, entstellen Sie seinen Sinn nicht so, als solle es ausdrücken: mit Freude! Ich sagte Ihnen schon, daß ich tiefen Schmerz empfinde. Jetzt aber wollte ich sagen, daß wir keinen Gewissensbiß fühlen und daß

unser Herz voll ruhigen Vertrauens ist.“ Wer liest alte Parlamentstenogramme? Von der âme désolée war nie mehr die Rede; Ollivier, der drei Wochen nach seiner Rede gestürzt wurde, blieb das Scheusal, das leichten Herzens sein Vaterland in Krieg und Niederlage riß. Das scheint Denen nicht schlimm, die gewöhnt wurden, erwiesene, von Anstand und Vernunft unbestreitbare Thatsachen (etwa: die Verletzung der von Belgien gewahrten Neutralität) von Narren oder Gewissenlosen leugnen, das Klarste selbst in Genebel verlügen zu hören und „Philosophen“ den Saft der Kriegskonjunktur schmatzen zu sehen. Als Anfang einer Mode, die bis in die tiefsten Fasern die Wurzel der Sittlichkeit auslaugt, ists, dennoch, eines Blickes wohl werth. Herr Bergson schätzt den Charakter und das Talent Olliviers ungemein hoch und führt aus Rede und Schrift Sätze an, die den lange Gevehmten als eine ernste Seele zeigen. Preußen, schrieb er, „hat dem dritten Napoleon den Krieg aufgezwungen; wer weiß, ob es ihn nicht eines Tages auch der Republik aufzwingen wird? In den Ebenen der Champagne liegt irgendwo ein Dörfchen, an dessen Namen sich ein Sedan überleuchtender Sieg knüpfen wird.“ Dreißig Jahre vor der Marneschlacht, sagt der Festredner, hat Ollivier sie geahnt. Menschlicher klingt uns der Satz: „Unserem Ministerium, das 1870 das Volk zu Krieg aufrufen mußte, ging es wie den Musikanten in ‚Romeo und Julia‘, die zu Hochzeitjubel berufen waren und dann die Leichenklage anstimmen mußten.“ Emils Vater trug die Last des Vornamens Demosthenes und war ein wilder Rebell. Daß der Sohn den Frieden geliebt, den Krieg in trauerndem Gemüth beschlossen hat, hebt ihn aus dem Schlund der Verdammniß. Und lehrt, wieder, ahnen, was der Menschheit als „Geschichte“ zugemuthet wird.

Auch als Geschichte von gestern. Graf Hertling hat im Reichstag eine Rede des Lord Milner als „versöhnlich“ gerühmt. Den mußten wir, nach seinem Handeln in Südafrika und im Kriegsausschuß der Britenregirung, für einen harten Mann halten. Dem Pazifizismus ist er viel ferner als sein Kollege Lloyd George. In der gerühmten Rede sagt er, auch in Deutschland sei wohl die Zahl Derer nicht klein, die der Gedanke, der Raum- und Machtgier neue Menschenopfer zu häufen, ekle und die aus tiefster Seele Verständigung, nicht Eroberung, ersehnen; doch dürfe man

sich nicht über die Thatsache täuschen, daß die Menschen dieses Empfindens noch ohnmächtig seien. „Wir Briten kämpfen nicht, um Deutschland seiner Freiheit zu berauben oder vom Weltverkehr auszuschließen. Wir wollen nur, daß die unabhängige Freiheit, das Recht zwangloser Selbstbestimmung, der Platz im Sonnenlicht allen Völkern gegönnt werde, auch den schwachen und kleinen, die bisher stets die Opfer deutschen Angriffes waren. Der Kaiser hat neulich gesagt, er wolle mit den Nachbarn in Frieden leben, müsse zuvor aber fordern, daß sie Deutschlands Sieg anerkennen. Auf solche Herausforderung ist nur eine Antwort möglich. Wie groß, wie bewundernswerth auch die Leistung, die Ausdauer des Britenvolkes in der Kriegszeit bis heute war: nahe Zukunft wird uns in noch härtere Pflicht und Entbehrung zwingen. Doch je wilder das Gewitter tobt, desto höher wird unsere Stimmung sich heben, desto fester unser Wille zum Widerstand werden." Versöhnlicher als Lloyd George? Der alte Herr muß einen seltsam zugerichteten „Auszug" der Rede gelesen und darüber vergessen haben, daß Lord Milner vornan in dem versailler Kriegsrath saß, dessen Beschlüsse in Berlin so zornig getadelt wurden.

Noch vor dem Friedensschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns mit dem Zufallsgebilde der Ukrainerrepublik haben die vier Gruppen polnischer Sozialisten und Demokraten aus Warschau an alle Völker der Erde eine Botschaft gesandt, die ausspricht, was Polens Volksmasse von dem künftigen Friedenskongreß fordern werde, und deren Hauptsätze deshalb der Politiker ins Gedächtniß aufnehmen muß. „Das Ideal, zu dem wir uns mit unbeugsamem Willen bekennen, ist die Einung aller von Polen bewohnten Gebiete in einen unabhängigen Staat. Die Bewohner der jetzt den Centralreichen zugehörigen Polenländer haben das Recht, zur Beantwortung aller für die polnische Zukunft wichtigen Fragen mitzuwirken. Mit aller Kraft, mit der ganzen Willenswucht von Menschen, die keine Sklavenketten tragen wollen, wehren wir uns gegen den Versuch, Polen in den Rahmen eines fremden Staates einzuzwängen. Wir verwerfen, heute und für alle Zeit, den Plan, nur aus den vom Wiener Kongreß dazu ausersehenen Landstücken, die durch den Willen der jetzt nach dem Besatzungrecht drin schaltenden Mächte vielleicht gar noch verkleinert würden, einen Polenstaat zu schaffen;

und mit derselben Entschlossenheit den Gedanken, militärisch und wirthschaftlich diesen Staat irgendwie an die Centralmächte zu binden, ihm das Meer zu sperren und den Verkehr mit den östlichen Nachbargebieten zu hemmen, deren Bewohner zum größten Teil Polen sind und nach der Art ihrer Civilisation zu Polen hinneigen. Wir wollen nicht das Zerrbild eines Staates, der, unfähig zu selbständigem Leben, nur zu Ausbeutung durch Fremde vorbestimmt wäre. Polen und Litauen gehören zusammen; die Lebensinteressen beider Völker drängen in Einung, die aber aus freiem Willensentschluß kommen und beiden unabhängige Entwickelung sichern müßte. Ist die Einheit nicht erlangbar, dann müssen die Landstücke mit gemischter Bevölkerung nach deren freiem Willensausdruck vertheilt werden. Das Polenvolk denkt nicht an irgendwelche Bedrohung fremder Staaten, an irgendwelche Schmälerung fremder Rechte; laut aber fordert es für sich das Recht auf fesselloses freies Dasein und würde in jedem Versuch, ihm fremde Sitte aufzuzwingen, den Wunsch erkennen, hinter Schleiern aus Polen ein Stück der Kriegsbeute zu machen. Wir wollen selbständig, nicht durch Personalunion einem anderen Staat verbunden sein. Wir sträuben uns auch gegen den Plan, dem werdenden Staat die Form der Monarchie aufzuerlegen: denn alles gesund und kräftig auf polnischer Erde Lebende sehnt sich in republikanische Verfassung, die öffentlichem Geschehen und Wirken helle Freiheit verbürgt." (So sprachen Sozialisten, Volkspartei, Demokraten, Unabhängige; dann erst kam Cholm.)

Der Sozialdemokrat Albert Thomas, der Frankreichs Rüstungminister war und, wie ich schon im Dezember andeutete, vielleicht Herrn Pichon, vielleicht gar Herrn Clemenceau ablösen wird, hat von einer Rednerreise im Januar Eindrücke heimgebracht, die beachtenswerth sind. „Darf man behaupten, daß der französische Arbeiter in einem Zustand ruhigen Behagens lebt, die Nöthe, das Elend, die kleinen und großen Leiden der Kriegszeit gelassen, ohne Anwandlung von Müdheit erträgt? Ich fand ganze Haufen aus Enttäuschung, Unmuth, Empörung; eine unsichere Stimmung. Das offen auszusprechen, ist die Pflicht der Sozialisten; die der Regirung, Heilmittel zu suchen und zu finden. Im Kreis der Wohlhabenden ist Mode geworden, über die Ungeduld, den Hang in Auflehnung zu staunen, die sich in der

Arbeiterschicht regen. Was wollen denn, heißts, diese Leute? ‚Ist ihr Los nicht viel besser als das der Frontkrieger? Sie sind in Sicherheit; und in der dem Krieg dienstbaren Industrie sind die Löhne jetzt doch beträchtlich erhöht worden.‘ Jeder Arbeiter weiß, daß es ihm besser geht als dem Krieger draußen. Für Den arbeitet er ja. Kann ihn aber die Lohnerhöhung glücklich, auch nur zufrieden machen? Er sieht die vom Krieg Bereicherten, verkennt leicht das Maß kühnen Wagemuthes, der zum Aufbau neuer Industrie nach dem Krieg nöthig sein wird, und fragt, weshalb nicht die ganze Deckung des Kriegsbedarfes verstaatlicht worden sei. Das wäre, wie ich in der Kammer gezeigt habe und heute noch glaube, ein Fehler gewesen. Doch unbestreitbar ist, daß der Anblick des Lebens, das die gestern reich Gewordenen führen, in großen Industrieorten wie Saint-Etienne der Arbeitermasse manches Aergerniß giebt und daß die Kriegsgewinnsteuer, die oft umgangen wird, noch nicht die Frage nach der Nothwendigkeit so großer Gewinne beantwortet. Unsere Partei muß von der Regirung den Beweis fordern, daß ihre Politik, besonders die auswärtige, ernstlich und mit wirksamen Mitteln einen gerechten Frieden erstrebt. Alle Sozialisten sind in der Ueberzeugung einig, daß Frankreichs internationales Handeln in den letzten Monaten nicht so war, wie es sein mußte.“ Inzwischen ist „festgestellt“ worden, daß der Arbeitergroll in Saint-Etienne von einem deutschen Weinschänker und dessen schlauer Ehefrau genährt worden war.

Der pariser Hallenbericht aus der dritten Februarwoche meldet ungewöhnlich reiche Fischzufuhr; in zwei Tagen 540000 Pfund, darunter 340000 Pfund Heringe (zwischen 75 Pfennigen und anderthalb Mark fürs Pfund). Keine Austern mehr. Butter noch knapp; die feinste, frischste bis zu 3½ Mark fürs Pfund. Fastenzeit: also großer Eierverbrauch. Die größten ungefähr 220 Mark fürs Tausend. Eine Wildente kostete zwischen 5½ und 7, eine Waldschnepfe zwischen 6 und 8½, das Pfund Gans- und Putenfleisch mindestens 1½ Mark; Kaninchen etwas mehr. Im Allgemeinen war Geflügel und Wild rar und die Zufuhr wird bis in den April noch abnehmen. Dafür waren junge Lämmchen überall in Menge angeboten. Seit dem fünfundzwanzigsten Februar gilt die Brotkarte im ganzen Bereich der Republik. Dreihundert Gramm für den Tag und die Person, ohne Unterschied

des Geschlechtes und Alters. In den Restaurants giebt es keine Sandwiches mehr. Wo die Mahlzeit über sechs Francs kostet, darf dem Gast nur eine Fleischspeise (außer Geflügel und Wild) vorgesetzt werden. Verboten sind in allen Gastwirthschaften: Zwischengerichte (entremets), die mit Milch, Zucker, Eiern, Mehl zubereitet wurden; Dicke Milch, Sahne, Sahnenkäse, Pasteten, Biscuit, Konfekt, mit Zucker hergestellte Kompotes und Marmeladen. Zucker muß der Gast, der nicht darauf verzichten will, selbst mitbringen. Butter darf nur zum Kochen verwendet werden. Der Verkauf von Früchten, Kakao, einfacher Chokolade (Pulver, Tafeln, Stäbchen, Plätzchen) ist überall erlaubt. Feste Speisen dürfen die Wirthe (außer auf Bahnhöfen und in Speisewagen) nur von 9 bis 1/2 3 und abends von 6 bis 1/2 10 liefern. Die Vereinigten Staaten schränken sich jetzt auch ein. Sonntag: Eine Mahlzeit ohne Mehl. Montag: Kein Mehl, Alkohol, Bier, Wein; alle Läden geschlossen; alle Bureaux ungeheizt; nur die Fabriken der Kriegsindustrie arbeiten. Dinstag: Kein Fleisch; eine Mahlzeit ohne Mehl; kein Theater, kein Kino offen. Mittwoch: Kein Mehl. Donnerstag und Freitag: Eine Mahlzeit ohne Mehl. Sonnabend: Kein Schweinefleisch und eine Mahlzeit ohne Mehl. Trotzdem keine Strafe angedroht ist und jeder Montag allein den newyorker Arbeitern einen Lohnausfall von ungefähr einer Million Dollars auferlegt, fügt Jeder sich willig dem Gebot. (Die Begrenzung des Mehlverbrauches gilt nur für das Produkt aus Weizen und Roggen. Mais- und Hafermehl ist zu jeder Verwendung stets frei.) In der Schweiz wird der Getreiderest knapp.

Der Centralausschuß der russischen (von Martow und Axelrod geleiteten) Sozialdemokratischen Arbeiterpartei hat bald nach der Festigung der Leninisten-Diktatur einen Aufruf veröffentlicht, dessen Wortlaut erst jetzt, in der Presse Englands und Frankreichs, zu finden war. Weil er den von den Welterlösern Lenin, Trotzkij & Co. geschaffenen Zustand so zeigt, wie ihn die Marxisten, die in der ersten Revolution mitgewirkt hatten, sehen, kommt die Uebersetzung noch nicht zu spät. „In dieser furchtbaren, von Gefahr schwangeren Stunde wenden wir uns an die Abtheilungen der Internationale. Uns ist, wie in den schlimmsten Stunden des Zarismus, die Möglichkeit freien Verkehres mit den Sozialistenparteien des Westens verwehrt. Die Grenze ist gesperrt und die

Proletarier der Erde erfahren nicht, was in Rußland geschieht; oder hören Gerücht, das die Wahrheit entstellt. Die Sache der russischen und der internationalen Arbeiterbewegung fordert, daß in die von den Bolschewiki aufgerichtete Mauer des Schweigens Bresche gelegt werde. Helles Licht muß, endlich, auf die unerschaute Schreckensherrschaft fallen, die in Rußland wüthet und die Fahne des Sozialismus, dessen Namen sie mißbraucht, mit dem ersten Fleck beschmutzt. Eine Militärverschwörung hat am fünfundzwanzigsten Oktober den Leninisten die Herrschaft gesichert. Keine andere Sozialistenpartei, keine Organisation der Demokratie wußte von diesem Plan; die Arbeitermassen halfen zu dem Aufruhr nicht mit, blickten aber freundlich auf ihn, weil sie den Verheißungen der Demagogen glaubten, also auf Frieden und Sozialrevolution hofften. Der Provisorische Rath der Republik, der zu drei Vierteln aus Sozialisten und Demokraten bestand, wurde mit Bayonnettes auseinandergejagt, die Provisorische Regirung, in der wir Sozialisten die Hälfte der Sitze hatten, in die Peter-Paul-Festung eingesperrt, der Winterpalast, wo sie tagte, geplündert; ein Theil der Vertheidiger dieser Regirungstätte ist gelyncht worden. Am Tag nach dem Gewaltstreich wurde der Zweite Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräthe (Sowjets) eröffnet. Alle Fraktionen des Sozialismus haben gegen die Verschwörung protestirt und den Kongreß verlassen. Kerenskijs Versuch militärischen Widerstandes ist gescheitert. In Moskau sind siebenhundert Menschen als Opfer des Bürgerkrieges gefallen und Artillerie hat den Kreml beschossen. Die Bolschewiki haben drei Wochen vor der Wahl der Constituante die Gewalt an sich gerissen. Der von ihnen geschaffene Rath der Volkskommissare scheint dem Exekutivausschuß verantwortlich, den der Zweite Kongreß der Sowjets, nach dem Abzug aller anderen Parteien, gewählt hatte; der Rath der Volkskommissare ist aber nur ein Vorhang, der den Duumvirat Lenin-Trotzkij verbergen soll. Diese Diktatoren stützen sich auf die Bayonnettes der Soldaten und umringen sich mit üblen Gesellen, in deren Schaar neben Abenteurern sogar Verbrecher nicht fehlen. Nur durch schamlose Anwendung von Schreckmitteln hält sich diese Diktatur. Der Körper der Staatsverwaltung gehorcht noch heute nicht dem Willen des Rathes der Volkskommissare; die Beamten weigern

sich, unter der Leitung dieser Usurpatoren zu arbeiten. Große Gebiete versagen der neuen Macht die Anerkennung und schaffen sich örtlich abgegrenzte Regirungen. Die Organe der städtischen Demokratie und der nach allgemeinem, gleichem und proportionalem Stimmrecht gewählten Semstwos wenden sich von der neuen Gewaltherrschaft ab und leisten ihr Widerstand. Die Vereinsamung hat die Bolschewiki in Häufung der Schreckmittel getrieben. Sie haben die bürgerliche und die ihnen nicht willfährige sozialistische Presse erwürgt. Den von Lenin gegen die Presse geschleuderten Ukas hätte kein Zar auch nur zu träumen gewagt. Solche Diktatur öffnet, natürlich, der Gegenrevolution die Thore. Der Rothe Schrecken war stets der Wegbahner für den Weißen. Die rohe Unterdrückung aller bürgerlichen und politischen Freiheit, die Verachtung des vom allgemeinen Wahlrecht ausgedrückten Willens erleichtert jeden Vorstoß gegen die Demokratie und liefert den Vorwand, den Arbeiter und den Bauer später völlig zu entrechten. Die ‚sozialistische' Pfuscherei in den Bezirken der Industrie wird bald zum Verbot der Gewerkschaftbewegung und zum Verzicht auf alle Arbeitergesetzgebung führen. Und da an eine kräftig entwickelte Staatsmacht jetzt nicht zu denken ist, muß unser Land schließlich in einzelne, einander feindliche Provinzen zerbröckeln. In dieser Schicksalsstunde zählen wir auf den sittlichen Beistand der gesammten Internationale. Sie muß fühlen, daß ihr Sein und Werden dem der russischen Revolution unlöslich verbunden ist. Mit noch stärkerem Nachdruck als früher betonen wir die Nothwendigkeit, eine internationale Sozialistenkonferenz einzuberufen und ihr das von der Politik der Bolschewiki gefährdete Werk demokratischen Weltfriedens anzuvertrauen. Sie werde zum Urtheil über das Handeln der Partei berufen, die den Sozialismus entehrt und die russische Revolution an den Abgrund geschleift hat." Die Klangfarbe dieses Hilferufes hat auch der Protest, den der Russenbund zur Vertheidigung der Revolution vor sechs Wochen nach Paris schickte. „Entschließen Frankreich und seine Bundesgenossen sich, die Maximalistenregirung offiziell anzuerkennen, so besiegelt ihr Name die Verbrechen der Tyrannei und des Verrathes. Sie würden der Demokratie, den nicht maximalistischen Sozialisten, der Constituante Rußland mit diesem Entschluß ins Gesicht schlagen, die Gewalt

der Anerkannten festigen und die Sache der Entente schänden.“ Das Gesetz, das die Ackervertheilung anordnen sollte, ist oft angekündet, aber noch nicht Ereigniß geworden. Der Rath der Sowjets hat sich, trotz dem Drängen der Agrarausschüsse, über die Hauptlinien des Gesetzes nicht zu einigen vermocht. Deshalb grollt auch der Bauer, der „Mir“ jetzt. Manche Dorfgemeinde, die den Grundbesitzern das Land genommen hat, wird von dem Neid der Nachbargemeinde, in deren Bezirk nichts zu vertheilen ist, gedrängt, ihr Etwas abzugeben. Da Herr Lenin den Soldaten empfohlen hat, ihre Waffen in die Heimath mitzunehmen, wirds um die Zeit der ersten Aussaat Bauerkriege, Dörferkriege geben.

Im „Temps“ berichtet ein Kundiger über die Sozialisirung der russischen Wirthschaft. „Wir leben hier unter der Herrschaft des Sozialismus und täglich wird die Welt aufgerufen, dem Vorbild der glücklichen Petrograder nachzustreben. Der unheilbar tolle Lenin hat sich für die Politik die Sowjets, für die Wirthschaft die Fabrikausschüsse als Werkzeug geschaffen. Als die Arbeiter, die zu dem Sturz des alten Systems mitgewirkt hatten, jubelnd in die Fabriken zurückkehrten, waren sie freie Bürger und erstrebten, natürlich, günstigere Arbeitbedingungen. Das begriff Jeder. Der Zarismus hatte empörenden Mißstand geduldet und der Nährmittelpreis war viel schneller gestiegen als der Lohn. Die Arbeitgeber zeigten sich willig; ihnen stand aber keine Organisation gegenüber, die, nach nüchterner Berechnung der Marktmöglichkeiten, für Tarifeinheit sorgte. In jeder Fabrik wählten die Arbeiter einen Ausschuß, der, ohne sich irgendwie um die Vorgänge nebenan, um die Forderungen der zur selben Industrie gehörigen Arbeiter zu bekümmern, mit den Besitzern oder Betriebsleitern verhandelte. Die gaben fast immer nach und die Löhne stiegen; hier mehr, dort weniger hoch und schnell. Nun war aber der alte Arbeiterstamm überall von Bauerschwärmen überschwemmt worden, die das Bedürfniß der Kriegsindustrie in die Hauptstadt gerufen hatte. Diese großen, zuchtlos unvernünftigen Kinder, die rasch viel verdienen wollen, warfen sich, Hals über Kopf, mit der Wucht ihrer naiven Wildheit in den Kampf gegen die Unternehmer. Mit großen Beuteln traten sie an die Kasse und forderten die Nachzahlung des Betrages, der ihnen gebührt hätte, wenn der Lohn vor zehn, zwanzig Monaten oder gar vom ersten

Kriegstag an auf die Höhe von heute gestiegen wäre. Verhandlung hilft nicht weiter; bringt dem Chef nur Aerger und Belästigung ein. Immer mehr Lohn; und immer wieder das Bestehen auf Nachzahlung. Das können nur die reichsten Firmen aushalten; die anderen müssen den Betrieb einstellen oder einschränken. Und da der ewige Lohnstreit noch schädlicher wirkt als der Rohstoffmangel, da er das ganze Arbeitverhältniß zerrüttet, sinkt überall der Geschäftsertrag; der Arbeiter leistet eben weniger. Mir ist bewiesen worden, daß in den ersten sieben Monaten seit der Revolution die Leistungfähigkeit der Fabriken um sechzehn bis fünfunddreißig Prozent zurückgegangen ist. Die Lohnerhöhung hat den Nährmittelpreis gesteigert, der Geldwerth ist gesunken: und der petrograder Arbeiter merkt, daß es ihm, trotz allen ‚Siegen' über die Arbeitgeber, kaum besser geht als zuvor. Obendrein droht ringsum Betriebseinstellung. Seit an der Front Ruhe ist, fehlt der Kriegsindustrie, also dem Haupttheil des petrograder Gewerbes, der Daseinszweck. Nach zehn von Wahnvorstellungen umnebelten Monaten ist der Arbeiter hier ein Mensch geworden, der sich, nach dem Ausdruck eines Internationalisten, an die Gesellschaft klammert und von ihr lebt. Seine ‚Arbeit' ist nur noch sinnlose Vernutzung kostbaren Rohstoffes, Vergeudung der Kohle, die Petrograd doch sparen müßte, um Heizung, Wasser, Licht zu haben. Der Lohn, den jetzt Arbeiter und andere Angestellte hier erhalten, ist nicht Entgelt nützlichen Thuns, sondern, wie einst in den berüchtigten ‚Volkswerkstätten', öffentlich gespendetes Almosen. Gewerkschaften sind, zu Dutzenden, entstanden; auf dem Papier steigt ihre Mitgliederzahl in die Hunderttausende. In der Wirklichkeit scheitert jeder Ordnungversuch an dem Uebermuth der von leninistischen Intellektuellen geleiteten Fabrikausschüsse, die, trotz den Erfahrungen jedes Tages, Europa auffordern, dem revolutionären Rußland nachzueifern. Vergebens heischt der Metallarbeiterverband für sich das Recht, alle Verhandlungen mit dem Staat und den Industriehäuptern allein zu führen. Seine Rede verhallt. ‚In der Fabrik hat nur der Ausschuß zu gebieten'. Und Lenins Leute, die, um sich auf der Machtzinne zu halten, zu jeder Speichelleckerei bereit sind, sagen der enttäuschten Masse, an allem Mißgeschick sei nur der Bourgeois schuld. Sabotage: das

Schlagwort ist in Rußland noch neu und gefällt deshalb. Die Herren, heißts, sabotiren die Arbeit, weil sie wollen, daß Alles zu Grunde gehe und der Zusammenbruch der Wirthschaft die Gegenrevolution vorbereite. Was ist dagegen zu thun? Die Arbeiter selbst müssen die Produktion leiten. An die Stelle der Besitzer und Direktoren müssen die Fabrikausschüsse treten: dann wird aus Chaos Ordnung." Diesen Ausschüssen ist schon jetzt jeder Eingriff in die Technik, das Finanz- und Rechnungwesen des Unternehmens erlaubt. Doch den Anarchisten, die ungeduldig nach dem Erbe der Bolschewiki auslugen, scheint dieser Machtbezirk noch viel zu eng. Lenin, schreien sie, „ist ein elender Bourgeois und seine Fabrikordnung jämmerlicher Trug. Wozu länger noch einen ‚Herrn', einen Unternehmer dulden? Nehmt die Fabriken! Worauf wartet Ihr? Die Soldaten sind für Euch!"

Die Sozialisten der gegen das Deutsche Reich verbündeten Länder haben in London getagt und im Wesentlichen das Friedensprogramm der englischen Arbeiterparteien angenommen. Der Völkerbund soll internationalen Rechtszustand sichern, seine ganze Macht dafür einsetzen, daß jeder Volksstamm in Freiheit, nur nach eigenem Willen, sein Schicksal bestimmen kann, und die Erde von Militarismus, Machtpolitik, veraltetem Streben nach „strategischen Sicherungen" befreien. Eine Hauptbedingung des Friedens ist: „daß Deutschland, unter der Aufsicht eines internationalen Ausschusses, das, nach eigenem Bekenntniß, dem Königreich Belgien angethane Unrecht tilge, dieses Land von allen Verlusten entschädige und seine Freiheit, seine Rechtshoheit ungeschmälert wiederherstelle. Belgiens Volk muß die Möglichkeit erlangen, auf jedem Gebiet die Politik zu treiben, die ihm richtig scheint." Elsaß-Lothringen: Rechtsproblem, also international zu lösen; ohne solche Lösung wäre der Friede weder gerecht noch haltbar. Nach der Erhärtung der Thatsache, daß die deutsche Kriegserklärung den frankfurter Friedensvertrag gebrochen und damit das Eroberetrecht des Siegers entkräftet hat, „kann Frankreich gestatten, daß der Wille des Volkes von Elsaß-Lothringen noch einmal erfragt werde. Der Friedensvertrag wird die Unterschrift aller Erdvölker tragen und vom Völkerbund verbürgt werden. Diesem Völkerbund wird Frankreich die Organisation der Abstimmung überlassen, die, unter Wahrung aufrichtig freien Willensausdruckes, für immer das Schicksal Elsaß-Lothringens

bestimmen und das Leben Europas von einem längst schmerzhaft empfundenen Zwist entlasten wird." Nicht durch Gewalt soll fortan Ordnung geschaffen werden; nur noch durch Rechtsspruch. Die Internationale wird die Abschaffung der Wehrpflicht, schnelle und enge Begrenzung aller Wehrmachtmittel, die Verstaatlichung jeder Kriegsindustrie fordern und alle Kräfte dafür einsetzen, daß die Wahl zwischen Frieden und Krieg nie und nirgends wieder einem Einzelnen, König oder Kaiser, überlassen werde. „Den nur zu Vertheidigung gerüsteten Völkern wird das Recht zustehen, unter internationaler Aufsicht aus Freiwilligen, ohne langfristige Dienstpflicht und Kasernenzwang, ein Volksheer zu bilden." Im Ganzen ungefähr das Programm des Präsidenten Wilson, an den die Internationale Arbeiterkonferenz auch Abgeordnete geschickt hat. Auf dem Friedenskongreß soll mindestens ein Vorstandsmitglied sie vertreten und sie will für die Dauer dieses Kongresses in der selben Stadt ein Weltparlament der Lohnarbeiter versammeln. In schwachmüthige Friedseligkeit hat sie sich nicht geneigt; fest stand sie auf ihren Grundsätzen und selbst die französischen Zimmerwäldler stimmten zu, als Herr Henderson, der Vorsitzende, der Englands Minister war und wieder sein wird, rief: „So lange der Feind sein Schwert schwingt, werden wir die Verhandlung nicht mit dem Oelzweig in der Hand führen." Jede gewaltsame Abtrennung von Landstücken, insbesondere eine auf Rußlands Kosten, wird als ungiltig betrachtet, bis der Friedenskongreß und die Internationale sie erörtert und bestätigt hat. Das um Wilsons Banner geschaarte Heer wächst von Mond zu Mond. Ihm verloben in beiden Häusern des Britenparlamentes sich Alle, denen die Minister des Königs George noch der Neigung in Imperialismus verdächtig scheinen. Das organisirte Proletariat der Erde spricht ihm sein Vertrauen aus und folgt der Führung des Bourgeois-Gelehrten. Das war noch nicht. Gelten die „sittlichen Mächte", zu denen Deutschke sogar als zu den Vollstreckern des Weltgerichtes aufblickte, Deutschen nicht mehr als wägenswerth? Paris antwortet schrill: Nein.

Am letzten Juliabend des Jahres 1914 kam, um Sieben, der Deutsche Botschafter Freiherr von Schoen zu dem Ministerpräsidenten Viviani, der auch das Auswärtige Amt leitete, und sagte, in Berlin sei der Zustand der Kriegsgefahr verkündet und von Rußland das Versprechen völliger Demobilisirung gefor-

dert worden. Er habe den Auftrag, zu fragen, was Frankreich im Fall deutsch russischen Krieges thun werde, und hoffe, am nächsten Mittag, um Eins, die Antwort zu hören. Herr Viviani kündet den Botschaftern der Republik den Entschluß an, sich in die Antwort zu beschränken: „Frankreich wird thun, was seine Interessen gebieten.“ Zugleich aber läßt er den russischen Minister Sasonow ersuchen, Alles zu meiden, was den Krieg erwirken, den Ausbruch beschleunigen könnte, und jedes zur Friedenswahrung taugliche Mittel anzuwenden. Solche Mittel scheinen ihm noch auffindbar; denn in Paris und in Petersburg haben, vor Schoens Besuch, die Botschafter Oesterreich-Ungarns gemeldet, die wiener Regirung sei zu Besprechung ihres nach Belgrad geschickten Ultimatums bereit und wolle weder das Gebiet noch die Rechtshoheit Serbiens schmälern. Oesterreichs Verständigung mit Rußland scheint also möglich: schreibt Herr Viviani an die Häupter der französischen Missionen. „Doch die Hoffnung auf friedlichen Austrag scheint, leider, durch Deutschlands Handeln vereitelt zu werden. Da Rußland den englischen Vorschlag, der von allen Mächten die Einstellung der Rüstungarbeit fordert, angenommen hat, fehlt dem berliner Ultimatum jeder Rechtsgrund. Deutschlands Haltung beweist, daß es den Krieg will. Auch den Krieg gegen Frankreich. Trotzdem wir mit Deutschland nicht in irgendwelchem unmittelbaren Streit sind, trotzdem wir seit dem Beginn der Krisis alles zur Friedenserhaltung uns Mögliche thaten und weiter thun, hat Herr von Schoen mich schon gestern, bei seinem Besuch, gebeten, dem Präsidenten der Republik seinen ehrerbietigen Dank auszusprechen und das für die Person des Botschafters Nothwendige anzuordnen; wir wissen auch, daß er die Archive der Botschaft in Sicherheit gebracht hat. Dieser Abbruch der diplomatischen Beziehungen, ohne sichtbaren Streit, vor einer deutlich verneinenden Antwort auf die Frage nach unserer Neutralität, erweist, daß Deutschland beschlossen hat, gegen Frankreich Krieg zu führen. Da es diesen Bruch in der Stunde, die, endlich, Oesterreich und Rußland zu Verhandlungen bereit sieht, Europa aufzwingt, zeigt es, was von der Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses zum Frieden zu halten ist.“ (Documents diplomatiques; 1914; I, Nr. 120.) Freiherr von Schoen kommt am ersten August schon um Elf. Der Ministerpräsident betont, welche Verantwortunglast die Kaiserliche Regirung sich aufbürden wür-

de, wenn sie jetzt, obwohl Rußland den englischen Vorschlag sammt dem Verzicht auf den Fortgang der Mobilisation angenommen habe und austro-russische Verständigung über die Serbensache erreichbar scheine, durch unberechtigte Initiative die Möglichkeit der Friedenswahrung vernichte. „Baron Schoen sagte, er wünsche aufrichtig, in Gemeinschaft mit Frankreich zur Lösung des Konfliktes mitarbeiten zu können. Er sprach nicht mehr von seiner Abreise, erbat keine Antwort auf die Frage, wie Frankreich sich im Fall deutsch-russischen Krieges stellen werde, sondern sagte, ihm sei diese Antwort nicht zweifelhaft. Da die Kaiserliche Regirung an unserer Grenze die gefährlichsten Vorbereitungen fortsetzt, ist von meinem Gespräch mit dem Botschafter nicht viel zu hoffen. Aber wir dürfen auch kein Mittel unversucht lassen, das den Frieden noch retten könnte.“ Am nächsten Tag protestirt Herr Viviani gegen deutsche Grenzüberfälle in den Gegenden von Longwy und Belfort. „Während wir unsere Truppen zehn Kilometer von der Grenze halten und jede Berührung der Zwischenzone sorgsam verhüten, erlaubt die deutsche Regirung, vor der Kriegserklärung, kriegerisches Handeln gegen Frankreich, das keiner Herausforderung schuldig ist.“ Am dritten Augustabend, vor Sieben, bringt Herr von Schoen die deutsche Kriegserklärung; sie stützt sich auf die Angabe, von französischen Fliegern seien Bomben auf Wesel, das Eifelgebiet, Karlsruhe, Nürnberg geworfen worden. (Daß für Nürnberg diese Angabe irrig war, hat die Militärbehörde seitdem bestätigt.) Herr Viviani bestreitet die Richtigkeit der Meldungen, die ihm nur Vorwände scheinen, und beruft sich auf seinen Protest, auf den die berliner Regirung nicht geantwortet habe. So steht es im Gelbbuch.

In der ehrwürdigen Sorbonne, die aus dem von Voltaires Hohn ihr geschaufelten Grab auferstanden und im pariser Lateinerviertel längst wieder die Hochburg freien Geistes geworden ist, hat neulich nun Minister Pichon erzählt, der deutsche Chiffreschlüssel sei, spät, gefunden worden und habe den Inhalt der berliner Depeschen an den Botschafter kennen gelehrt. Der sollte am letzten Julitag, wenn Frankreich eine Neigung in Neutralität zeige, als Bürgschaft die Genehmigung fordern, für die Dauer des gegen Rußland zu führenden Krieges die Festungen Toul und Verdun mit deutschen Truppen zu besetzen. Von dieser Forderung hatte ich vor dem Kriegsausbruch gehört. Niemand glaubte,

daß Frankreich sich ihr beugen und zwei seiner Hauptfestungen dem Nachbar als Gehorsamspfänder hingeben werde. Und warum dann dieses Verlangen? Weil, wird von Wütherichen geantwortet, Herr von Bethmann eben der unzulänglichste, unklügste aller denkbaren Kanzler war. Ich brauche mein Urtheil über den Mann und sein Werk nicht zu ändern. Erbärmlich aber dünkt mich die stete Mühe, den Entlassenen, der heute nichts mehr zu gewähren hat, zum Sündenbock für allen Fehl Anderer zu machen. Daß Herr von Bethmann in den dunklen Tagen der Entscheidung den furchtbaren Zwang der Verantwortlichkeit nicht immer empfand, die seinem Amt unentbürdbare Pflichtlast nicht fühlte und den Platz des Reichskanzlers leer ließ: Das bleibt seine Schuld. Doch er war noch in dem Waffenrock, mit dem er sich putzte, Verwaltungsbeamter, ein Produkt inneren Amtsdienstes und mußte, als ein nicht vom Genius Berathener, sich unter der Wucht militärischer Erwägungen beugen. Das Bürgschaftverlangen war von dem aufrichtigen Wunsch bestimmt, nichts zum Schutz des Vaterlandes Unerläßliches zu versäumen. Und die Kunst des Politikers, die an das Innengewicht des Unwägbaren mahnen, der Staatsmannsgeist, der vor Anwendung des Kriegsbrauches in Friedenszeit warnen mußte, hatte keine Stimme. Wäre damals bekannt geworden, daß Herr von Bethmann, den aus allen Parteilagern und Preßbezirken noch Jubelchöre umtönten, das Bürgschaftverlangen gehindert habe: ihn hätte, in der selben Stunde, die Schaar geschmäht, der seit dem Morgen der Kriegsgefahr Diplomatik die unnützlichste aller Künste scheint. „Weshalb kräht denn das Hähnchen auf Lutetias Mist nun wieder? Unser Botschafter ist damals ja gar nicht zum Aufsagen seines Spruches gekommen und Bethmanns Depesche war nach fünf Stunden ein Stück Papier.“ Und wirkt, dennoch, im Licht dieses Tages mit der Stoßkraft einer gefährlichen Waffe. Denn heute hat gegen das Deutsche Reich Haß vier Fünftel der Menschheit geeint.

Aus dem schroffen Gezack dieses Hasses hat jüngerer Zorn jetzt Stückchen gebrochen und als Splitter, von der Wuth des Bruches noch glühende, in die Haut der von Lenins rother Knute vorwärts, rückwärts gepeitschten Schaar tief eingebohrt. Das Bild des Russen, dessen breite Stirn dem Romanen gestern vom Weihglanz des Welterlösers umleuchtet schien, wird geschwind ins Kindische oder Thierische verfratzt. Von dorther, heißts, ist

nichts mehr zu hoffen; und den Genossen Hervé übermannt die Lust zu dem Ruf: „Vive le Tsar!“ Herrn Rosenfeld-Kamenjew, der sein brestler Erlebniß den Franzosen erzählen und aus ihren Reihen dem Smolnij-Evangelium Anhang werben wollte, wird das Hausthor, Herrn Litwinow gar, in London, die Kontorthür gesperrt, hinter der er ein paar Wochen als Botschafter gethront hat. „Ein netter Nachfolger des noblen Grafen Benckendorff! Dieser Litwinow, der zur Ausraubung einer tifliser Bank mitgewirkt haben soll und dessen Vater Mardochai Finkelstein hieß, hat in der Victoriastreet zwei Zimmer gemiethet, an deren Klingelthür zu lesen ist: ‚Botschaft und Generalkonsulat des russischen Volkes.‘ Vorn sitzt, zwischen zwei braunen Mädeln und einem Jüngling im Waffenrock mit Goldepaulettes, die Botschafterin, mit kohlschwarzer Titusmähne, an der Schreibmaschine; hinten, im kastanienbraunen Jackettanzug, auf dem Sattel der dicken Nase den Kneifer, Litwinows putzige Exzellenz. Sie saßen: der Wirth ließ abends die Thüren aufbrechen, neue Schlösser einsetzen und war die lästigen Miether los. Eine von England nicht anerkannte Regierung darf auf britischer Erde keine Office haben. Wenn der Mann die Werberarbeit für den Sowjet-Kommunismus nicht aufgiebt, wird er ausgewiesen. Das ist dem Unterhaus zugesagt worden.“ Doch der Märzlärm, der die Pfandforderung vom Juli 1914 in die Welt kreischt, lehrt ermessen, wie hoch, trotz dem Zackenbruch, um Deutschland noch das Gebirg des Hasses ragt. Der Alte Fritz schrieb in eins seiner „Politischen Testamente“ (in denen, ganz im Sinn des Alten Wilhelm, der Werth russischer Freundschaft gerühmt und gesagt wird: „Rußland kann uns viel Böses thun und wir können es ihm nicht vergelten“) die Mahnung, „stets der eigenen Affekte Herr zu sein, nie stolze oder beleidigende Worte zu gebrauchen, nie zu drohen. Unser Machtzuwachs hat uns Neid zugezogen und alle Nachbarn alarmirt; keiner ist, der uns nicht mißtraut. Mein Leben wird nicht lang genug sein, um die Rückkehr der ruhigen Stimmung zu sichern, die unserem Interesse dient.“ In einem späteren Brief an den Bruder Heinrich, dem er längst versöhnt war, spricht der „Philosoph von Sanssouci“: „Ewigen Wandel zeigt uns die Geschichte im Schicksal der Reiche. Diese steigen, jene fallen. Die Bühne bleibt unverändert; nur die Schauspieler wechseln. Ich bin überzeugt, daß in Deinem rheinsberger Park die Ameisen

sich oft wegen eines Hirsekornes bekriegen. Von diesen Fehden, die sie ungeheuer wichtig dünken, ahnst Du nichts. Solche Ameisen sind auch wir: und wähnen, das ganze Weltall richte sein Auge nur auf uns und der Himmelshof habe, mit all seinen Engeln und Heiligen, keine ernstere Beschäftigung als die Lecture der Zeitung, die von unseren Thorheiten berichtet. Vor dem Weltall aber ist alles Menschenwesen winzig. Wenn wir Gutes thun und zum Besten der Menschengesellschaft mitwirken, ist unsere Hauptpflicht erfüllt." Die Ameise, das im Weltall kaum wahrnehmbare Atom muß sich als ein kosmischem Leben Unentbehrliches empfinden; und jedes Reich fest auf dem Glauben stehen, sein Aufstieg oder Sturz bestimme den Werth weitbuchtigen Zeitumfanges. Auf der höchsten Altersprosse war Preußens gekrönter Feldherr dem Amos nah, der nicht Prophet genannt, nicht in hellerem Ansehen sein wollte als irgendein zur Feigenlese in den Sykomorenhain entsandter Hirt und in dessen Ohr doch, während ringsum Krieg toste, die Botschaft klang: „Suchet das Gute, niemals das Böse; wie vom Himmel das Wasser ströme Euch Recht, mit der Kraft eines starken Flusses brause Gerechtigkeit. An dem Tag solchen Seelenstandes wird die Stunde, da der Herr die verfallene Hütte Davids wieder aufrichtet und in ihren Wänden die Lücken dichtet." War diesem bescheiden Friedlichen der alte Feldherr nah oder wollte der Philosoph vor fremdem Auge ihm ähneln? So lange sein Leben währte: das durch die Eroberung Schlesiens, die Erlistung Polens gezeugte Mißtrauen sah er nicht sterben. Das hat erst der dem Genius gehorsame alte Kaiser zu töten vermocht. Der ward, trotz Nordschleswig, Hannover, Hessen, trotz gewaltsamem Erwerb des vom Herzog Leopold Joseph auf einem Umweg dem Franzosenkönig vermachten Lothringens, von dem Wunder begnadet, mit Weltmacht zugleich das Vertrauen der Welt zu erlangen.

Zukunft.

Wunders Gnade verpflichtet. Als Josua die zwölf Stämme Israels in das Gelobte Land führen wollte, öffnete vor den zwölf Priestern, deren Arme die Lade des von dem allmächtigen Herrn der Welt gestifteten Bundes trugen, der Strom des Jordan eine Gasse, durch die alles Volk trockenen Fußes gen Jericho schreiten durfte. Das war Gottes Werk. Der befahl, aus dem Fluß-

bett, von der Stelle, wo die Füße der Priester während des Volkszuges stillgestanden hatten, zwölf Steine zu holen und treulich zu bewahren. In Gilgal ließ Josua die Steine aufrichten; und sprach: „Wenn Eure Kinder einst fragen, was diese Steine bedeuten, so saget, daß sie an die Gnade des Herrn mahnen, die durch den Jordan uns den trockenen Weg gebahnt hat. Auf daß alle Völker der Erde erkennen, wie gewaltig die Hand unseres alten Gottes ist, und Ihr ihm in Furcht unterthan bleibet immerdar.“ Einunddreißig Könige schlug Josuas Heer; theilte ihre Länder und Schätze, ließ die besiegten Heiden für sich fronen, spiegelte an jeglichem Tag sich in seiner Thaten Größe und störte die Sommerrast der Lüfte mit dem Ruf: „Heil Dir, Israel, darin Einer tausend Fremdlingen noch überlegen ist! Wer wagt, sich Dir zu vergleichen?“ In Gilgal, wo die zwölf Denksteine standen, hat der greise Josua die Stämme gewarnt: „Bis auf diesen Tag widerstand Euch Niemand und große, mächtige Völker unterwarf Euch der Herr. Wendet Eure Seele sich aber von ihm, so werden diese Völker Euch zu Strick und Netz, zur Geißel in Euren Seiten und zum Stachel in Euren Augen und Ihr verlieret das gute Land, das die höchste Gnade Euch gab.“ Also ist es geschehen. Zornig rief, wieder in Gilgal, die Stimme des Herrn: „Aus Egypten führte ich Euch in das den Vätern verheißene Land, wollte in Ewigkeit den Bund mit Euch halten, wenn Ihr in dem Entschluß ausharrtet, Euch nicht mit den Fremden, denen zuvor das Land gehört hat, zu mischen. Ihr aber habt dem Befehl nicht gehorcht.“ Im Buch der Richter steht, wie aus Gottesdienst Götzendienst, aus Einheit Zwietracht wurde und elf Stämme wider den zwölften Stamm stritten. Zu der Zeit war kein König in Israel; ein Jeglicher that, was ihn richtig dünkte. Und die Steine, die von dem Jordanwunder zeugen sollten, waren verwittert, vergessen.

Australische Reiter haben Jericho, dessen Mauern nicht mehr von Posaunenhall umsanken, den Türken entrissen und am Jordan gebietet Britaniens Orientfeldherr, General Allenby. Ueber Erserum und anderen Armenierbezirken, bis an den Ararat, das Erdbach, von dem die erste Sintfluth sank, soll morgen wieder die Mondsichelflagge wehen. Der Tag Noahs und der Richter in Israel kehrt nicht zurück. Wird aber nicht noch heute gelehrt, daß der Stifter des Alten Bundes Sintfluth werden hieß, weil ihn reute, Menschen gemacht zu haben, die nur von Fleischestrieb

beherrscht, ohne Güte waren und in Tyrannenmacht strebten? Ward nicht Noah, allein, geborgen, weil nur aus seinem Wandel noch ein Strahl von Gottheit leuchtete? Und sind in den Jahren neuen Erdgrauses nicht auch uns Denksteine verwittert, die heilig sein und Urenkel noch an das Wunder deutscher Schicksalsgestaltung, deutscher Machtwölbung mahnen sollten? Dreißig Jahre nach dem Hingang des ersten Kaisers reicht Deutschlands Macht nicht um einer Elle Längmaß über den Bereich seines Schwertes hinaus; und in Westminsters kühler Rednerhalle entfesselt die uns freundlichste Stimme, des Pazifizisten Lord Cavendish-Bentinck, einen Jubelsturm durch den Herzenston der Sehnsucht in die Zeit neuen Geistes, der sich nicht vor Beaverbrooks und Northcliffes, aber auch nicht vor Kriegsherren und Meistern der Menschenvernichtung in Knechtsbewußtsein beugt.

Das war noch vor dem Abschluß des Friedensvertrages, der Rußland in Scherben zerschlägt, von der Karte europäischer Großmächte streicht und nachbarlicher „Freundschaft" versichert. Barg der brester Spuk die Absicht auf Rückgabe alles jetzt abgetrennten Landes an jede dauerbare, mit Rußlands Völkern einträchtige Regirung, neben der sich leben läßt: die Offenbarung solcher Bereitschaft kann über Nacht den Erdfrieden erwirken. Denn nach Rußland ruft eine Menschheitpflicht, nicht nur der Kapitalistendrang, dem Erdtheil fünfzig Milliarden, den tiefsten Schöpfborn und breitesten Markt zu retten; und der Wille, diese Welt vor tötlichem Aufruhr der Elemente zu bewahren, muß schnell ringsum alle Empfindensspalte, Begehrensklüfte schließen. Ist der Handel, der die wildesten Wünsche frommer Annektirwuth erfüllt, ernst gemeint: noch aus westlichem Waffentriumph schritte Deutschland nicht in Helle. Vielleicht wäre nur durch das Ereigniß solchen „Friedens", der jedem Russen als Schmach im Blut brennt und der selbst den in Rußland bespienen, geprügelten Kleinjuden die Heimath und fast schon ihren Islam lieben lehrt, die russische Seele aus Dämmerung aufzurütteln, aus dem Doppelabgrund in Einheit zu erlösen. Von ihrem Pochen würde in Grüften noch das Slawengewimmel wach. War ein stärkeres Mittel erdenklich, über die Schanzen des Erinnerns an Bruderfehde hinweg die Oststämme gegen die Ueberwinderrasse in Wehreinheit zu reihen? Der Deutsche ahnt, der im Denken schlichteste, die Gefahr; trotz der grellen Bestrahlung des „trium-

phalen Gewinnes“ war von ernster Freude wenig zu spüren und die Fahnenparade schien in der Frühlingssonne umflort. Nur in Amtsstuben brütet der Wahn, Ukrainer, Polen, Litauer, Letten, Esthen, Liven, Finen aus Germaniens Mutterbrust nähren, die deutsche Grenze bis dicht an die Sümpfe von Petrograd vorrücken zu können. Die Kugel rollt. Wir aber müssen erkennen, daß des Vorganges schlimmes Wunder in neue Pflicht zwängt. Wohin die Schicksalskugel sich wälzt, ob sie eine uns freundliche oder unholde Fortuna trägt, wird aus der Bescheidung des Wunsches zu schließen sein, der Deutsche Kaiser möge sich zum Herzog von Kurland krönen und „das ganze Baltenland als eine staatliche Einheit dem Deutschen Reich angliedern“. In dem „Landesrath“, der diesen Wunsch ausspricht, sitzen seit ein paar Monaten auch Letten. Die Art ihrer Wahl und die Breite des ihrem freien Willen gewährten Raumes ist jetzt nicht zu prüfen. Wer aber die Geschichte und die Stimmung dieses Volkes (dem von je hundert im Land Heimischen vierundneunzig zugehören) kennt, ist nicht in den Glauben zu verleiten, es ersehne endgiltige Scheidung von der Slawenwelt oder gar schleunige Erfüllung des vom Landesrath nach Berlin gemeldeten Wunsches. Eine Regirung, die, in Eintracht mit den Vertretern des Volkes, offen ausspräche, daß der Begriff nationalen Selbstbestimmungrechtes in ihre Staatsraison nicht tauge, könnte als rückständig, nicht als unehrlich verschrien werden. Einer vom Grafen Hertling geleiteten Regirung wärs zuzutrauen; denn dieser gelehrte Herr ist aller Demokratie feindsälig und weist sogar Hegels Satz, der Staat müsse die sittliche Idee verwirklichen, in das Gerümpel „historischer Kuriositäten“. (Er müßte, freilich, nach allem von seinem Zorn wider den Raub der päpstlichen Territorialmacht und andere „beispiellose Völkerrechtsverletzung“ Gesagten, auch gegen jede Annexion fremder Landstücke sein.) Eine Regirung aber, die sich zu dem Selbstbestimmungrecht laut bekannt hätte und als dessen Ausdruck dann den mitauer Wunsch annähme, wäre vor höhnischer Verdächtigung ihrer Redlichkeit mit Geisteswaffen nicht mehr zu schützen; und das Parlament, das Unwahrhaftigkeit mit bebändertem Wortgewand zu verkleiden sucht, sänke mit dem hohen Gefährten in Verruf. Keine Grundfrage des Ostfriedens darf als eine „Sache der Dynastien“, keine als „rein osteuropäische Angelegenheit“ behandelt werden. An jeder hängt ein gewichtiges Stück

deutscher Ehre und Zukunft. Und die neue Geographie, die sechs Erdtheile nennt, Europa, das Kind, am Ohrläppchen wieder der alten Mutter Asien zuführt und die nur durch Wortgitter lange getrennten Körper in den Gemeinschaftnamen Eurasien ringt, lehrt uns leicht auch verstehen, weshalb Japan mit heftig klopfendem Puls auf den Handel blickt, der entscheiden kann, ob Deutschlands Schwertgewalt bis an das Weiße, das Schwarze Meer und den Persergolf reichen, ob Rußlands im West verstümmelter Leib in die Pflichten asiatischer Macht, in die Möglichkeit asiatischer Vormacht zurücktaumeln soll. Haltbar, tragbar ist das Bündelchen der Ostfriedensverträge nicht. Die Aufnahme des mitauer Kronangebotes und der Beschluß des Reichstages, dem die Prüfung des am Bug erzwungenen Paktes ungeheure Verantwortlichkeit aufbürdet, muß andeuten, ob die Thür zur Verständigung mit dem unsterblichen Rußland offen gehalten oder an den Epenwitz, der im akustischen Schauspielhaus der brester Citadelle schrecklich wirksam wurde und Lenins unsauberen Thron ins Wanken brachte, die Hoffnung auf Dauer verheißenden „Rechtszustand“ geknüpft wird. Der würde als Waffenstillstand mit gemehrter Rüstungwucht fühlbar und zwänge drum wohl den Friedensprofessor in Washington, bis ans bittere Ende zu kämpfen. Hätte selbst den Kollegen Kant dazu gezwungen. „Ein Staat ist eine Gesellschaft von Menschen, über die Niemand anders als er selbst zu gebieten und zu disponiren hat. Ihn aber, der selbst als Stamm seine eigene Wurzel hatte, als Pfropfreis einem anderen Staat einzuverleiben, heißt: seine Existenz, als einer moralischen Person, aufheben, aus ihr eine Sache machen; und widerspricht also der Idee des ursprünglichen Vertrages, ohne die sich kein Recht über ein Volk denken läßt. Ein Ausrottungskrieg, wo die Vertilgung beide Theile zugleich und mit diesen auch noch alles Recht treffen kann, würde den ewigen Frieden nur auf dem großen Kirchhof der Menschengattung Stattfinden lassen. Ein solcher Krieg, mithin auch der Gebrauch der Mittel, die dahin führen, muß also unerlaubt sein. Ein Friedensbund wäre vom Friedensvertrag darin unterschieden, daß dieser nur einen Krieg, jener aber alle Kriege zu endigen suchte. Der Grenzgott der Moral weicht nicht dem der Gewalt und Ehrlichkeit ist die unumgängliche Bedingung aller Politik.“ Diese Sätze haben den altmodisch dünnen Ton eines Spinetts? Dennoch sind

sie um fast achtzehnhundert Jahre jünger als der Satz, aus dessen unversiechlichem Saft ihr Geist erblüht ist und der heute noch Christen und Juden in den Glauben befiehlt, daß nicht ein Stein von der Feste blieb, der, nach dem Jordanwunder, dem Sieg über einunddreißig Reiche, Josuas Sonne geleuchtet hatte.

Versuche von der Art des jetzt beplauderten, der das Maul der nach Polens Leib schnappenden Zange weiten und das Nothgebild dieses Staates dadurch der Luftspiegelung von „Mitteleuropa“ befreunden will, haben besonders oft in den Staatenbau am Balkan eingegriffen, dessen herrlich bewährte Weltordnung zwischen Pontus und Baltikum, Odessa und der nordfinischen Moossteppe flink nachgeahmt werden soll. Die Kosten des Versuches trug immer der zuvor Besiegte oder in der Eingriffsstunde zu Widerstand Unfähigste. Der bosnische Serbe kam unter Osmans, dann unter Habsburgs Hoheitrecht, Rumänien verlor sein bessarabisches Lendenstück, das geschlagene Griechenland mußte in Thessalien „strategische Sicherungen“ opfern; und das Gubernatorium Minsk fällt an Polen zurück, wenn Fortuna gerade nicht Lust hat, mit Litauern, Weiß- und Kleinrussen zu äugeln, oder diese Völker schon aus der russischen Gesammtmasse abgefunden sind. Ein Staat ist eine in Eigenrecht lebende, frei ihr Schicksal bestimmende Menschengesellschaft? Ist ein Braten (oder, an fleischlosen Tagen, ein Wrukenteig), den das Schwert zerschneidet und, je nach dem Sättigungbedürfniß, vertheilt. Den Willen eines Volkes oder abgesplitterten Volksstückes, das sich allein in Staatsform zäunen oder sich in den Zaun einer anderen, ihm behaglichen einfügen möchte, darf Niemand knebeln und aus dem gewählten Weg stoßen? Der Stärkere darfs. Noch braust Gerechtigkeit nicht mit Stromesgewalt über unsere Auen hin. Nachtreif entkräftet den Keim der Hoffnung auf nahen Frühling, der die Seelen, des Einzelnen und der Volkheit, von äußeren Zwängen befreit. Soll aber noch tiefer sich die Meinung einwurzeln, die ein polnischer Priester neulich in den Reichstag rief: nur unter dunklem Himmel, niemals an Glücksmittagen, werde in Deutschland das Gefühl für fremdes Recht hörbar? Gegen die Ueberzeugung, dem Besiegten habe der Sieger, dem Schwachen der Kräftige das Gesetz vorzuschreiben und den Landbereich abzugrenzen, ist vom Richtstuhl alter Sittlichkeit, die dem Staat breiteren Trugraum als dem Individuum ließ, entehrender

Spruch nicht zu begründen; und daß in den unserem Blick hellen Jahrtausenden die Heiligen und die Weisen diese Ueberzeugung zum Schutt des Aberglaubens geworfen haben, braucht Die nicht zu bekümmern, die längst entschlossen waren, in Noth jedes Pflichtgebot abzuschütteln. Nur muß dem Muth ihres Leibes sich der zu offenem Bekenntniß gesellen. Sonst liefern sie dem ringsum lauernden Haß neue Waffen oder biegen ihn in viel schwerer erträgliche Empfindung um. Dämmert der frisch gekitteten Reichstagsmehrheit, mit deren Zunge der Wille Deutschlands zu sprechen trachtet, nicht die Erkenntniß, daß sie aus den Grüften ihrer verwesenden Hundssternbeschlüsse sich ins reine Licht der Wahrhaftigkeit aufraffen und wagen muß, zu scheinen, was sie ist? Wen könnte falscher Schein heute noch täuschen? Alle Wortmünzen der Kriegszeit sind, der ganze Hort, verspielt, vergeudet, in werthloses Papier umgewechselt. „Weder Annexion noch Geldstrafe, friedliche Demokratie, Selbstbestimmungrecht der Völker, Wehrlastminderung, Weltschiedsgericht, Völkerbund, Menschheitbewußtsein, Abkehr vom Irrlicht des Imperialismus, Kampf wider Militarismus, das Friedensangebot, der Julibeschluß des Reichstages, die Antwort auf die Fragen des Papstes“: aus diesem Bündel nimmt Niemand mehr einen Schein. Jeder wurde einmal auf dicke Pappe geklebt und mit Steingrau bepinselt. Nun hat der stete, von keines Gottes Gebot je stockende Fluß der Rednerei das Dutzend weggespült. Neue Denksteine, fest eingerammte, die der Regen und Gischt nicht höhlt, sind nöthig. Dürfen Deutschlands geistige Menschen, jeder in einsamer Ohnmacht, die Stunde der letzten Wirkensmöglichkeit verzauben und, während unter allen Himmeln, in Ost und West, der Wille zu Seelenläuterung kräftig die Schwingen hebt, den Untergang ihrer Welt müßig, wie ein Spektakel, betrachten? Die Zahl ihrer Köpfe ist nicht klein. Ihr Ziel in Nebeln noch ohne Wegweiser zu finden. Und ihr Bund würde einst Großmacht und Deutschlands wirksamste Waffe, wenn er sich in würdiges Gespräch (nicht in heuchlerisches Getuschel) mit der Vormannschaft anderer Völker entschlösse, „auf deren Sympathien der Friede der Zukunft fester ruht als auf geschriebenen Verträgen“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

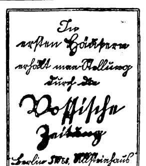
Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt.

Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo.

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin. Preis 4 M., geb. 5 M.

Bei der Neueinrichtung des deutschen Staatsgebäudes spielt das Wahlrechtsproblem — nicht nur in Preussen — eine weithin sichtbare Rolle. Die Kenntnis und Beurteilung der darin enthaltenen Einzelprobleme ist daher für jeden Gebildeten ein zeitgemässes Bedürfnis, und so wird die vorliegende Schrift des bekannten Staats- und Völkerrechtslehrers denn um so freudiger begrüsst werden, als bisher ein übersichtliches Büchlein fehlte, das die Grundprobleme, wie sie sich in unseren Tagen dem prüfenden Auge darbieten, in ihrer Vielseitigkeit erfasst, auf möglichst klare Linien gebracht und freimütig Stellung genommen hätte. Wir bitten im übrigen um gefl. Beachtung des der heutigen Gesamtauflage beigefügten Prospekts.

Preussische Pfandbrief-Bank. Die Generalversammlung genehmigte die Jahresabschlüsse und beschloss die Verteilung von 7½% Dividende, die mit M. 112.50 für jede Aktie an der Kasse der Bank sofort zahlbar ist. Nach Erteilung der Entlastung an Aufsichtsrat und Vorstand wurde die Zahl der Aufsichtsratsmitglieder auf *) festgesetzt und Generaldirektor a. D. Hermann Heyl, Beiratsmitglied des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für Privatversicherung, Berlin, wiedergewählt.



Preussische Boden-Credit-Actien-Bank.

Bilanz am 31. Dezember 1917.

Aktiva.

			M.	Pf.
An Kassa- und Coupons-Bestand (einschliesslich Guthaben beim Berliner Kassenverein, beim Postscheckamt und auf Reichsbankgiro-Konto)			948 068	20
„ Bestand an unverzinslichen Schatzanweisungen abzüglich Diskont			2 263 865	66
„ Darlehen an Bankiers gegen Effekten-Bedeckung		M. 290 000,—		
„ Kurzfristige Darlehen an Kommunen		„ 3 035 072 92	3 325 072	92
Effektenbestand			14 023 003	—
Darlehen auf Hypotheken (darunter Kriegsdarlehen M. 63 000,—)			518 000	—
Debitoren:				
laut Konto-Korrentbuch		M. 5 631 587,24		
rückständige Zinsen	M. 600 074,93			
am 2. Januar 1918 fällige, im Dezember 1917 gebuchte Postnumerando-Zinsen	„ 1 861 528,89			
	M. 2 551 603,82			
— Abschreibung	„ 250 000,—	„ 2 801 603,82	7 938 190	50
„ Hypotheken:				
Gesamtsumme		M. 447 311 983,32		
abzüglich amortisierter Beträge		„ 3 345 749.24		
		M. 443 966 234,08		
Davon				
a) Unterlage-Hypotheken			431 844 066	12
b) freie Hypotheken			12 122 167	96
„ Kommunal-Darlehen		M. 2 100 000,—		
(wov. M. 1 500 000,— i. Kom.-Darl.-Reg. eingetr.)				
abzüglich amortisierter Beträge		„ 89 812,80	2 010 187	20
„ Eigenes Bankgebäude: Vossstrasse Nr. 6 unverändert laut Bilanz per 31. Dezember 1916			500 000	—
„ Pensions-Fonds-Anlage in Pfandbr. u. 5 % Deutscher Reichsanleihe			767 593	27
„ Spar-Fonds-Anlage in Pfandbriefen, 5% Deutscher Reichsanleihe und 4½% Reichs-Schatzanweisungen			269 741	05
Mobilien und Utensilien			1	—
			476 524 956	94

Passiva:

		M.	Pf.
Per Aktien-Kapital eingezahlte 50 000 Stück Aktien à M. 600		30 000 000	—
„ Reserve-Fonds	M. 6 000 000,—		
„ Extra-Reserve-Fonds I	„ 1 000 000,—		
„ Extra-Reserve-Fonds II	„ 2 300 000,—		
„ Amortisations-Zuschlags-Fonds	„ 510 000,—		
„ Disagio- und Zins-Reserve	„ 3 521 808 63		
„ Agio-Reserve gemäss § 26 des Reichs-Hypothekenbankgesetzes	„ 107 210,55		
„ Talonsteuer-Reserve	„ 900 000,—	14 339 019	18
„ Pensions-Fonds-Reserve			
angelegtes Guthaben	M. 767 593,27		
bares Guthaben	„ 1 446,49	769 039	76
„ Spar-Fonds der Beamten			
angelegtes Guthaben	M. 269 741,05		
bares Guthaben	„ 11 847.55	281 588	60
„ Pfandbriefe, im Verkehr befindlich:			
4½ % ige mit 115 % rückzahlbar	M. 613 300,—		
4 %ige al pari rückzahlbar	„ 331 820 300,—		
3¾ %ige al pari rückzahlbar	„ 25 562 700,—		
3½ %ige al par rückzahlbar	„ 61 581 100,—		
	M. 419 577 400,—		
„ ausgeloste und zur Einlösung noch nicht präsentierte Pfandbr. einschl. M. 9 152,50 Aufschlag auf mit 110 % resp. 115 % rückzahlbare Pfandbriefe	„ 856 202,50	420 433 602	50
„ Kommunal-Obligationen im Verkehr 4 % ige Serie I		1 229 700	—
„ Coupons und Dividenden, welche noch nicht zur Einlösung präsentiert sind		4 004 775	99
„ Kreditoren:			
laut Konto-Korrentbuch	M. 1 587 063,26		
pränumerando gezahlte Hyp.-Zinsen p. 1918	„ 327 161,03	1 914 224	29
„ Gewinn- und Verlust-Konto			
Gewinn-Vortrag aus 1916	„ 171 651,32		
Gewinn pro 1917	„ 3 381 355,30	3 553 006	62
		476 524 956	94

Berlin, den 31. Dezember 1917.

Der Vorstand der Preussisch. Boden-Credit-Actien-Bank.

Geisler. Beyer.

Die Auszahlung der Dividende pro 1917 mit **7 % = M. 42.—** pro Aktie erfolgt gegen Einlieferung des Dividendenscheines **No. 45** vom **6. März a. cr.** an **unserer Kasse,** Vossstr. 6. Die Dividendenscheine bitten wir auf der Rückseite mit dem Firmenstempel zu versehen.

Berlin, den 4. März 1918. **Der Vorstand.**

Preussische Pfandbrief-Bank.

Bilanz pro 1917.

Aktiva.	M.	pf
Hypotheken zur Deckung für Hypotheken-Pfandbriefe	334 232 949	81
Hypotheken zur Deckung für Hypotheken-Zertifikate	2 503 900	—
Freie Hypotheken	1 874 334	98
Kommunal-Darlehen zur Deckung für Kommunal-Obl.	105 298 539	61
Kleinbahnen-Darlehen zur Deckung für Kleinb.-Obl.	7 092 785	71
Bestand eigener Emissionspapiere	467 095	80
Kassen-Bestand	1 130 829	44
Anlage in inländischen Staats-Anleihen	15 567 925	—
Guthaben bei Banken und kommunalen Kassen	8 931 911	—
Guthaben bei Bankhäusern gegen Effekten	145 000	—
Bestand an verlosten Effekten, Kupons, Sorten und Schecks	228 271	—
Debitoren	4 175 933	94
Zinsen fällig am 2. Januar 1918	4 067 894	17
Zinsen rückständig aus 1917 und früheren Jahren	614 385	03
Anteil pro 1917 an den Zinsen per 1. April 1918	38 915	31
Verwaltungskosten-Beiträge	20 622	97
Bankgebäude Voßstraße 1	1 500 000	—
Inventar	100	—
	487 891 393	77

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital	24 000 000	—
Reserven ausschl. des Vortrages von M. 338 581,64:		
Kapital-Reserve	4 024 954	95
Außerordtl. Reserve ausschl. diesj. Zuweis. v. M. 300 000,—	3 811 626	14
Agio-Reserve ausschl. diesjährig. Zuweis. v. M. 207 610.05	1 298 795	25
Disagio-Reserve	1 235 954	14
Provisions-Reserve ausschl. diesj. Zuweis. v. M. 424 194,50	1 041 637	—
Reserve für besondere Bedürfnisse ausschl. diesjähriger Zuweisung v. M. 200 000,— für Talonsteuer	1 103 836	44
Reserve für Reichsstempel	140 210	—
Pensions-Reserve	557 845	05
Rückstellung für Kriegsschäden	1 687 238	25
Jacob Dannenbaum-Stiftung	61 645	20
Hypotheken-Pfandbriefe zum Zinsfuße von 4%	265 785 300	—
Hypotheken-Pfandbriefe „ „ „ 3¾%	23 909 400	—
Hypotheken-Pfandbriefe „ „ „ 3½%	41 577 100	—
Hypotheken-Zertifikate „ „ „ 4%	493 600	—
Hypotheken-Zertifikate „ „ „ 3½%	2 010 300	—
Kommunal-Obligationen „ „ „ 4%	79 595 700	—
Kommunal-Obligationen „ „ „ 3¾%	4 184 900	—
Kommunal-Obligationen „ „ „ 3½%	15 249 000	—
Kleinbahnen-Obligationen „ „ „ 4%	4 513 000	—
Kleinbahnen-Obligationen „ „ „ 3½%	279 000	—
Zinsen auf verausgabte Emissionspapiere	4 579 935	77
Gekündigte noch einzulösende Emissionspapiere	6 600	—
Kreditoren	1 943 718	70
Depositen	1 316 343	22
Nicht erhobene Dividende	20 385	—
Reingewinn	3 4[illegible]3 368	66
	4[illegible] 891 393	77

Berlin, den 31. Dezember 1917.

Preussische Pfandbrief-Bank

Gortan. Zimmermann. Dannenbaum.



Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.